

FINN MAYER-KUCKUK
Tokio Total



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Das Leben in Tokio stellt sich unsereins mindestens genauso aufregend vor wie das in New York. Nur mit anderem Essen, einer viel zu komplizierten Sprache und quasi unüberwindbaren zwischenmenschlichen Missverständnissen. Nicht alles davon ist falsch. Und doch ist der Alltag in Japan in mancher Hinsicht viel leichter als der in Deutschland – wenn man sich daran gewöhnt hat, dass man Weintrauben schälen muss, dass man von jedem erdenklichen Automaten angesprochen und zurechtgewiesen wird und dass man immer und überall, ob geistig oder körperlich, Umwege in Kauf zu nehmen hat. Finn Mayer-Kuckuk achtet gerade auf das, was sich unterscheidet, obwohl es ähnlich aussieht. Er geht bevorzugt dahin, wo vor ihm noch keine Langnese gewesen ist. Und so unternimmt der Autor mit uns Streifzüge durch die Hauptstadt, führt uns aufs flache Land und in exotische Badeorte, wo die Menschen schon mal Deutschland mit Indien verwechseln, oder in Jugendherbergen, deren Straßenschuh- und Pantoffelzonen sich dem Nicht-Einheimischen nur schwer erschließen. Wir begleiten ihn in Karaokebars, Supermärkte, Teehäuser, Sake-Lokale und Themenrestaurants. Dabei kommt es zu den skurrilsten Begegnungen und wahnwitzigsten Ereignissen, die bei aller Komik auch immer wieder zu Irritationen und Erstaunen führen. Diesen Schwierigkeiten beim Verständnis einer wirklich einzigartigen Kultur und Gesellschaft geht Finn Mayer-Kuckuk in seinem äußerst amüsanten Buch nachdenklich schmunzelnd auf den Grund, ohne es dabei je an Liebe und Verständnis für seine japanischen Mitmenschen mangeln zu lassen.

Autor

Finn Mayer-Kuckuk wurde 1974 in Bonn geboren. Nach dem Studium der japanischen Kultur und Literatur besuchte er die Holtzbrinck-Journalistenschule und wurde Redakteur beim *Handelsblatt*. Nach mehreren Jahren in Tokio lebt er derzeit in Peking.

www.tokio-total.de

Finn
Mayer-Kuckuk

Tokio Total

Mein Leben als Langnese

GOLDMANN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe April 2012
Copyright © 2010
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagmotiv:
© Corbis/Andreas Kunert; FinePic®, München
AG · Herstellung: Str.
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-15706-8

www.goldmann-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zu dieser Ausgabe	7
Herbst 2009	11
Vom ersten Umgang mit Japanern <i>oder</i> Die Laute des Erstaunens	13
Japaner und die Realität <i>oder</i> Tokio als Vergnügungspark	65
Tokio Extrem <i>oder</i> Büstenhalter unterm Businesshemd	102
Insel und Ausland <i>oder</i> Nippons Mühe mit uns Langnasen	135
Harmlos bis es weh tut <i>oder</i> Verteidigung ist der beste Angriff	154
Nipponesische Logik <i>oder</i> In der Gruppe denkt sich's besser	178
Epilog	221
Dank	223

Vorwort zu dieser Ausgabe

Im März 2011 bebte vor Nordostjapan die Erde. Eine gewaltige Flutwelle spülte an der gesamten Küste der Region Tōhoku die Häuser und Straßen weg und brachte ein Kernkraftwerk zur Explosion.

Für heutige Leser mit den Bildern der Katastrophe im Kopf klingen einige Stellen dieses Buches deshalb vermutlich überholt. Und die Fähigkeit der Japaner, mögliche Probleme zu ignorieren, wirkt plötzlich nicht mehr lustig, sondern tragisch. Doch auch wenn einige Stellen aus heutiger Sicht unpassend klingen mögen – im Kern hat sich nichts geändert. Ich überlasse es dem Leser, ob er das nun traurig findet oder schon wieder lustig. Doch die Japaner bleiben Japaner. Erste Bürgermeister werben bereits wieder darum, ihr Dorf zum Standort eines neuen, vermeintlich sicheren Kernkraftwerks zu machen.

Auch sonst kann ich versichern: Das Japan, das dieses Buch beschreibt, gibt es noch. Wegen Energiemangel wirkt Tokio heute nachts zwar etwas dunkel. Doch eine Naturkatastrophe bringt das Land nicht aus dem Gleichgewicht. Seine Kultur ist auf schreckliche Erdbeben eingerichtet. Auch die Reaktion auf die Atomkrise ist typisch nipponesisch. Ich würde sogar so weit gehen, zu sagen, dass es einige ganz japanische Eigenschaften waren, die ins Desaster geführt haben.

Ja, die Japaner sind Sicherheitsfanatiker. Doch zugleich haben sie ein Atomkraftwerk von 1971 einfach so an einer Tsunami-Küste stehen lassen und sich eingeredet, es werde schon nichts passieren. Japaner sind in der Lage, zwei widersprüchliche Gedanken gleichzeitig zu denken. Und sie sehen über unbequeme Wahrheiten einfach hinweg. Wenn plötzlich ein lebender Elefant im Tatami-Zimmer stünde – keiner würde darüber reden.

Doch obwohl die Entwicklung in Japan nicht völlig überraschend kam, ist meine eigene Haltung zu dem Land nicht mehr so einfach wie früher. Es verändert einen, die Folgen eines GAUs zu sehen.

Nach dem Erdbeben habe ich die Anspannung des Landes selbst miterlebt. Als die schlimmste Gefahr überstanden war, fuhr ich in die Provinz Fukushima hinauf. In der Nähe der Stadt Sôma sprach ich am Rande einer Landstraße einen Mann an, der Gummistiefel, leichte, pluderige Hosen und eine Windjacke trug. Es war keine der heiteren Begegnungen, wie ich sie sonst mit der schrulligen Landbevölkerung gehabt habe. Dieser Mann war wütend, sehr wütend. Ich ausländischer Journalisten-Schnösel aus der Großstadt lief ihm definitiv im falschen Moment über den Weg.

»Sind Sie vielleicht ein werter Herr Landwirt?«, fragte ich.

»Was soll das sein, ein Landwirt, der nichts mehr anbauen darf?«, blaffte er mich an.

»Was bauen Sie denn an?«

»Nichts mehr.«

»Und was haben Sie vorher angebaut?«

»Biologisches Gemüse.« Das sagte eigentlich alles. Die Re-

gierung hatte die Auslieferung von Gemüse aus dieser Gegend verboten.

»Sind sie wütend?«, fragte ich in der Annahme, er würde auf den Energieversorger Tepco schimpfen – schließlich hatte der ein uraltes Kraftwerk unzureichend gesichert an der Küste stehen gelassen.

»Ob ich wütend bin!?« – Er starrte mich so zornig an, dass ich dachte, er ginge gleich auf mich los. »Lassen Sie mich doch einfach in Ruhe!« Der Rausschmiss war eindeutig. Ich kann nur vermuten, dass der Atomunfall seine Existenz für immer ruiniert hat.

Die Reise durch die zerstörten Landstriche hat mir zugleich aber auch die Stärke der japanischen Kultur gezeigt. Ein befreundeter Japanexperte hat mich auf folgenden Vergleich aufmerksam gemacht: Als in Amerika der Hurrikan Katrina die Stadt New Orleans traf, mussten Militär und Nationalgarde ausrücken, um Plünderungen zu verhindern – in Japan dagegen hielten die Bürger auch nach dem Beben die gute Ordnung aufrecht.

Selbst als eine atomare Wolke auf die Megametropole Tokio zuwaberte und Radioaktivität im Leitungswasser auftauchte, haben die Bürger in der bedrohten Großstadt ausgeharrt. Die Tokioter haben sogar freiwillig auf Hamsterkäufe verzichtet, weil nur so die Versorgung aller Einwohner funktionieren konnte.

Im März 2011 traf ich in Tokio meinen alten Freund Kenji. Er trug eine Atemmaske. »Heuschnupfen?«, fragte ich. »Falls was in der Luft ist, will ich es nicht einatmen«, gab er seine Atomangst zu. Ich nickte, auch wenn mir eine dünne chi-

rurgische Maske zum Strahlenschutz etwas dürrig erschien.

Wir hatten uns am Nachmittag gerade in einem Café zusammengesetzt, als mich eine Nachricht erreichte: Eilige Pressekonferenz des *Citizen's Nuclear Information Center* zum Zustand von Fukushima Daiichi. Ich nahm Kenji einfach mit. So saßen wir wenig später mit einer Handvoll Journalisten im Konferenzraum.

Zwei Reaktortechniker erklärten ihre Deutung der Daten aus dem Kraftwerk: Wahrscheinlich sei der Kern schon längst angeschmolzen. Nach einer Weile fing Kenji an, sich Notizen zu machen wie die Journalisten – die technischen Erklärungen leuchteten ihm als Ingenieur sofort ein.

Hinterher gingen wir essen. »Sashimi?«, fragte ich. »Lieber Hühnerspieße«, antwortete er. Am Morgen war bekannt geworden, dass das Meer vor Fukushima tausendmal radioaktiver war als gewöhnlich.

»Die Erklärung von Herrn Goto fand ich ziemlich interessant«, sagte Kenji dann bei Kirin-Bier und Spießchen aus allem, was das Huhn hergibt. »Er klang ganz anders als die Experten im Fernsehen. Die wiegeln immer nur ab.« Tatsächlich hatten die japanischen Medien bisher eher Ruhe verbreitet, statt die Leute in klaren Worten aufzuklären.

Auch das ist Japan. Harmonie und Bürgerpflicht bis in den GAU. Diese Bravheit bis zur Selbstaufgabe ist die Kehrseite der disziplinierten Stärke des Landes.

Aber trotz aller Schattenseiten bin ich tief bewegt davon, wie Japan mit seinen schweren Verletzungen umgeht und wie es jetzt den Wiederaufbau anpackt. Daher meine Bitte: Bleibt Japan treu!

Herbst 2009

Tokio von oben, in der Dämmerung. Auf der Erde blinken in alle Richtungen die Lichter – wie ein zweiter Sternenhimmel. Um die großen Bahnhöfe herum wachsen Galaxien von Wolkenkratzern aus der Ebene. Sie scheinen von innen zu glühen, während die Werbebildschirme an ihren Fassaden grün, blau und rot flackern. Die großen Verkehrsadern treten zwischen den dunkleren Wohnvierteln hervor wie Sternbilder.

Das Beste ist: Dieser Blick kostet nichts. Oder fast nichts, denn ich stehe im obersten Stockwerk des örtlichen Rathauses in meinem Stadtteil Bunkyo. Zu dieser Aussichtsplattform kann jeder hinauffahren, der den Aufzug findet. Woanders zahlen Touristen zehn Euro für so einen Blick. Das Rathaus von Bunkyo liegt jedoch noch viel besser als die Empfehlungen der Reiseführer – die niedrig bebauten Wohnviertel ringsum geben den Blick über die Großstadtregion mit den weltweit meisten Einwohnern frei.

Japans Hauptstadt hat kein Gravitationszentrum, das sie zusammenhält. In Richtung der Vergnügungsviertel schimmert es rötlich, aus der Überstundenhöhle des Bankenviertels fauchen grellweiße Fassadenscheinwerfer. Wer über Tokio hinwegblickt, sieht einen ganzen Kosmos unter sich ausgebreitet.

Manchmal genieße ich hier die Fernsicht, bevor ich auf dem Weg zu einem Termin in den Tunneln tief unter dem Gebäude in die U-Bahn steige.

Als Junge wollte ich Astronaut werden. Da es bis zur Erforschung fremder Planeten wohl noch ein wenig dauern wird, mache ich das Nächstbeste und erkunde Japan. Als Korrespondent des *Handelsblatts* schreibe ich vor allem über die Wirtschaft des Landes. Aber ich tauche auch tief in die Hauptstadt ein mit ihren etwa 150 000 Bars und Restaurants, den neohellen Einkaufsstraßen, aber auch dunklen Ecken. In diesem Buch möchte ich Sie dahin führen, wo Touristen in Japan für gewöhnlich nicht hinkommen, und Ihnen dieses Land in Geschichten beschreiben, die meinen tiefen Respekt für seine Bevölkerung, aber auch all das Verwunderliche und Wunderbare an diesem Land ausdrücken.

東京 万華鏡

Vom ersten Umgang mit Japanern

oder

Die Laute des Erstaunens

Tokio, das ist eine Klasse für sich. Als Weltmetropole ähnelt Japans Hauptstadt zwar durchaus New York oder Paris – vom Rest des Landes unterscheidet sie sich jedoch sehr. Das wahre Japan habe ich Jahre vor meinem Einsatz in Tokio bei einem Studienjahr in einer gottverlassenen Stadt auf dem Land kennengelernt. In Fukui war es zwar nicht sonderlich urban, dafür passierten aber umso skurrilere Dinge. Der Aufenthalt im ländlich-traditionellen Japan hat mir auch Gelegenheit gegeben, mich an die indirekte Ausdrucksweise der Japaner zu gewöhnen – die Laute des Erstaunens.

Tokio, 2009

»Mayer-san kann das nicht essen«, erklärte Yamahira-san und zog mir den Topf weg. Ich hatte mir gerade von der Suppe nehmen wollen. »Da sind Eingeweide drin«, erklärte er den anderen vier Japanern. »Deutsche mögen so was nicht.«

Ich machte einen enttäuschten Laut, während er mir den Griff zu der Tonschale mit schiefem Blick verwehrte. Eigentlich mochte ich Motsuni, eine dickflüssige Suppe aus Innereien. Ich verkniff mir meinen Protest jedoch. Yamahira-san

war fünfundzwanzig Jahre älter als ich. Wenn ich jetzt darauf bestanden hätte, eben doch Darm und Niere zu mögen, dann würde er vor den anderen Japanern das Gesicht verlieren. Herr Yamahira hatte in Holland gearbeitet und galt als Experte für Europäer.

Ich nickte also höflich, gab die Innereien auf und wollte mir stattdessen ein Scheibchen Sashimi von der Platte mit dem rohen Fisch nehmen.

»Sei vorsichtig«, ermahnte mich Yamahira-san. »Du hast dir da ausgerechnet rohen Seeigel herausgepickt.«

Auf genau den hatte ich es ja abgesehen. Glücklicherweise konnte ich rechtzeitig eines der schaumigen Scheibchen mit den Stäbchen aufpicken, bevor mir Yamahira-san die Schale wegzog.

»Komischer Ausländer! Na ja, dann probier mal.« Er beobachtete mich beim Essen, als erwarte er im nächsten Augenblick einen Brechanfall.

Der Abend drohte, schwierig zu werden. Schon beim Hereinkommen war der Kellner untröstlich gewesen, dass er keine englische Speisekarte anbieten können. »Es gibt keine Entschuldigung für unsere Unzulänglichkeit. Aber wir haben für Ihren amerikanischen Gast keine englische Speisekarte«, sagte er an mir vorbei zu Yamahira.

»Alles in Ordnung«, rief ich dem Mann auf Japanisch zu. »Solange Sie auch keine deutsche Karte haben, nehme ich einfach die japanische!« Er schaute nur verwirrt.

Als sich jedoch hinter dem nächsten Vorhang das eigentliche Lokal öffnete, war ich für die Behandlung als Außenseiter entschädigt. Der Laden lag im zweiten Untergeschoss eines Wolkenkratzers, doch der Innenarchitekt hatte die At-

mosphäre eines Wirtshauses in der Bergeinsamkeit geschaffen. Die Illusion war so perfekt, dass der Besucher hinter den Papierfenstern die grün schimmernden Terrassen von Reisfeldern zu erahnen glaubte. Dahinter verbargen sich in Wirklichkeit dicke Betonwände.

Jede Gruppe von Gästen saß in einem eigenen stilisierten Häuschen an einem niedrigen Tisch. Den Boden bedeckten traditionelle Tatami, also schwere goldgelbe Matten aus Reisstroh und Binsen. Zu den Eingängen der Hütten führten Trittsteine, zwischen die grober Kies gestreut war wie im Steingarten. An einer Wand ergoss sich ein kleiner Wasserfall in einen Bach, der ein Rad mit Bambuskellen antrieb. Die Jungen und Mädchen vom Personal hatten traditionelle japanische Yukata an und brachten uns eine Speisekarte, die scheinbar per Hand auf eine Schriftrolle aus Bambusstreifen gepinselt war.

Yamahira-san füllte alle unsere Biergläser auf, die wir dann erhoben: »Kanpai!« – Prost.

Wir waren an diesem Abend sechs Leute, darunter ich als einziger Ausländer, wir alle in Hemd und Anzughose, der Standarduniform im Tokioter Sommerleben. Ich weiß bis heute nicht, ob ich diese Treffen als Arbeit betrachten sollte oder als Vergnügen. Yamahira-san, sein Kollege und ich waren Journalisten. Wir versuchten an diesem Abend, aus den drei Wirtschaftsleuten herauszubekommen, was gerade in ihren Unternehmen passierte. Warum die Manager mit uns trinken gingen, weiß ich nicht so genau. Es kann nur zum Teil damit zu tun haben, dass wir die Rechnung bezahlten. So ungeheuer teuer war das Essen nicht. Vielleicht wollten sie sich wichtig machen, vielleicht wollten sie einfach Kon-

takte knüpfen. Yamahira-san, Universalredakteur für völlig verschiedene Themengebiete bei einer großen Zeitschrift, führte die Regie.

Als unsere Gläser mit Bier, Sake und Reisbranntwein plötzlich klirrend wackelten, blickte ich ängstlich auf. Ein Erdbeben? »Nein, Finn-san, das war nur die U-Bahn, die hinter dieser Wand fährt«, sagte Yamahira-san.

Als ich den Seeigel aß, spürte ich sechs Paar diskreter Blicke auf mir. Noch auffälliger zu starren wäre unhöflich gewesen. »Er isst tatsächlich Seeigel«, meldete sich schließlich einer. »Wow, Mayer-san, das ist ja toll.« – »Aber irgendwie ist er ein komischer Ausländer!«

Das alles war fürsorglich gemeint, aber es nervte. Langfristig war es vielleicht sogar gefährlich für die Psyche. Ich hatte an älteren Japanveteranen eine gefährliche Sucht nach dieser übersteigerten Aufmerksamkeit beobachtet. Nach Jahrzehnten im Land haben sie sich daran gewöhnt, im Mittelpunkt zu stehen. Denn für die Japaner bleiben wir immer faszinierend: langnasige Wesen, die natürlich keine richtigen Menschen sind, aber irgendwie sprechen und Sashimi essen können – fast wie sie selbst. Das war vermutlich auch der Grund, warum ich an diesem Abend dabei sein durfte.

Wie immer in Japan hatten wir gemeinsam bestellt und aßen auf kleinen Tellerchen jeder von allem etwas. Als mein Tischnachbar, Mitarbeiter eines Großunternehmens, mir ungefragt alle Gerichte erklärte, machte ich brav die typischen Laute des Erstaunens, die in Japan einen guten Teil der Verständigung ausmachen. Um sie hervorzubringen, stoßen die Nipponesen einen langgezogenen Laut summend durch die Nase aus: »Hnnnnnnnn!«

Mit diesen Lauten lässt sich notfalls ein ganzes Gespräch bestreiten. Für Japaner haben sie den riesigen Vorteil, sich inhaltlich nicht festlegen zu müssen. Sie können die Interpretation schön vage ihrem Gegenüber überlassen. In diesem Fall meinte ich: »Du langweilst mich und erzählst mir nur Sachen, die ich längst weiß!«, aber bei meinem Gegenüber kam an: »Nein, wie faszinierend, endlich eröffnet sich mir das wahre Japan. Bitte, nur weiter so!«

Die Kellnerin in Yukata mit Headset brachte eine Schale mit Kreiselschnecken, japanisch Sazae. Das Fleisch dieser Seeschnecken schmeckt leicht nussig und leistet beim Draufbeißen angenehm knackend Widerstand. Eine Delikatesse. Der Kellner stellte die Schale zufällig in meine Nähe. Yamahira-san streckte die Hand danach aus.

»Achtung, Finn-san, das sind Schnecken, so was mögen...«

»... Deutsche sehr wohl!«, rief ich, packte die Schale und hob eine Schnecke auf mein Tellerchen. Eigentlich hätte ich erst Zurückhaltung üben und anderen Anwesenden den Vortritt lassen müssen.

»Außerdem mag ich auch *Eingeweide* und, wie Sie gesehen haben, *Seeigel*.« Das war nun bereits ziemlich dreist von mir.

Wenn es eines gibt, wovon alle Japaner fest überzeugt sind, dann ist es die Einzigartigkeit ihrer Kultur. Kein Ausländer wird jemals die Essgewohnheiten auf den heiligen Inseln durchschauen, und kein Ausländer wird jemals all die kleinen Regeln des Miteinanders verinnerlichen. Zumindest glauben das die Japaner fest, denn sie lernen es bereits als Kinder. Auch die Deutschen, die Briten oder die Franzosen

halten sich für etwas Besonderes. Aber welcher Deutsche denkt schon, dass ein Ausländer seine Liebe zur Currywurst nie verstehen wird?

Die Japaner haben jedoch gute Gründe, an ihre eigene Sonderlichkeit zu glauben. Der wichtigste davon dürfte sein, dass sie selbst ihr Land offenbar nur mühsam begreifen. Fernsehsendungen erklären viele Stunden am Tag japanische Spezialitäten und ihre Essweise. Ganze Bibliotheken befassen sich mit dem richtigen Gebrauch der Höflichkeitssprache. Wenn Japaner mir gegenüber zu einer langen Erläuterung ausholen, wie ich mit der U-Bahn von A nach B fahren kann, fühle ich mich veräppelt. Doch viele von ihnen finden das Tokioter Liniennetz selbst ziemlich kompliziert. Umsteigetipps gelten als beliebtes Gesprächsthema.

Japanische Touristen tappen ihrerseits oft hilflos durch Venedig, München und all ihre anderen Lieblingsziele, wenn sie mal als Individualtouristen hinfahren. In Rom hat kürzlich ein japanischer Tourist eine Rechnung von 695 Euro für ein Mittagessen bezahlt, weil der Wirt eben diese Summe verlangt hatte und der Gast nicht widersprechen wollte. Der Fall wurde ziemlich bekannt, da der italienische Tourismusminister sich im japanischen Fernsehen dafür entschuldigte. Die Nipponesen nehmen daher an, wir Europäer würden uns in Japan ebenfalls schwertun. Außerdem stellen sich weiße Langnasen in den Vorabend-Fernsehserien grundsätzlich ungeschickt an. Sie ziehen am Eingang die Schuhe nicht aus und strecken ihrem Gegenüber einen Arm für den Handschlag hin, obwohl eigentlich eine Verbeugung üblich ist. Dazu gehört auch der Amerikaner aus der Werbung von McDonald's: »Mr. James« trägt knallbunte Hemden, spricht

Japanisch mit einem völlig übertriebenen Ami-Akzent und benimmt sich überhaupt unheimlich putzig.

Ein »komischer Ausländer«, wie mich Yamahira-san genannt hatte, ist daher nicht etwa ein Fremder, der den rohen Seeigel in den Grüntee des Tischnachbarn dippt, weil er denkt, das sei die Soße dafür. Nein, das wäre ein *normaler* Ausländer. Ein komischer Ausländer ist ein Nichtjapaner, der Seeigel zu essen versteht.

Als wir viele Gänge und Sake-Runden später wieder oben vor der Tür standen, seilte ich mich ab. Yamahira-san organisierte zwar noch einen »Zweittreff«, also den nächsten Stopp in einer Kneipentour, aber ich ahnte, dass er mich nach dem Seeigel-Aufstand piesacken würde. Ich schob daher einen frühen Termin am nächsten Morgen vor und murmelte vor mich hin, dass ich heute Abend noch einiges im Büro zu tun hätte wegen der Zeitverschiebung zu Deutschland. In den Gängen unter dem Hochhaus suchte ich den Durchgang zur U-Bahn und zog mein Handy aus der Tasche.

»Moshi, moshi!«, meldete sich eine Stimme.

»Kenji?«, fragte ich.

»Ja, ich bin's, Kenji.«

»Bist du noch im Büro?«

»Leider.«

»Wollen wir am Götterfreudenhügel noch ein Feierabendbier trinken?«

»Zufällig geht der Chef gerade, ich kann jetzt also auch los.«

»Vor Ausgang B3.«

Als Nächstes schickte ich meiner alten Freundin Akiko eine Kurznachricht: »Wollen wir was trinken gehen? Wir könn-

ten uns in 20 Minuten am Kagurazaka treffen, Iidabashi B3. Kenji kommt auch.«

Am Götterfreudenhügel, auf Japanisch Kagurazaka, trafen wir uns öfter. An dem Kanal zu seinem Fuß liegt ein Caféboot mit Blick auf die S-Bahn-Linie am anderen Ufer. Von dort zieht sich eine Straße mit hunderten Bars und Restaurants einen Abhang hinauf in Richtung eines buddhistischen Tempels. Links und rechts werben steile Schriftzeichen für Grillläden, Sushimeister oder Nudelküchen. Akiko kam als Erste die Treppe von Ausgang B3 herauf.

»Soso, du triffst dich also eigentlich mit Kenji, und ich werde nur dazugeladen.«

»Das war nur zufällig die Reihenfolge, in der ich euch Bescheid gesagt habe«, verteidigte ich mich. »Du bist doch am wichtigsten!«

Solche Äußerungen waren sprachlich immer etwas riskant für mich. Mein Japanisch reichte jetzt, im zweiten Jahr als Korrespondent, zwar für umgangssprachliche Nettigkeiten aus, aber ich bekam die Zwischentöne oft nicht hin. Dann kippte ein Kompliment um zur plumpen Anmache, oder es klang umgekehrt so schwach, dass es abwertend ankam. Doch diesmal schien ich den beabsichtigten Ton einigermaßen getroffen zu haben.

»Das sagst du sicher nur so.«

Akiko war zwei Köpfe kleiner als ich, kam mir aber durch ihr burschikoses Auftreten immer etwas größer vor. Viele Japanerinnen kleiden sich wie kleine Mädchen und geben sich betont feminin mit vielen Rüschen und kurzen Röckchen. Akiko machte das nicht mit. Sie trug T-Shirt und Jeans.

Kenji stieg die Treppe hinauf. Er hatte Anzughose und

Hemd an, wie ich. Jacketts sparen sich die meisten Arbeitnehmer im Hochsommer.

»Wie wäre es mit der Izakaya mit Gerichten aus Yamana-shi?«, schlug Kenji vor. Eine Izakaya ist eine Kneipe im japanischen Stil. Die Präfektur Yamanashi grenzt an Tokio – das verhält sich also etwa so, als böte ein Laden in Berlin Spezialitäten aus Brandenburg an.

Wir waren schon öfter da gewesen. Es bedienten eine älterliche Wirtin, ihre Tochter und ihre Enkelin. Die Männer der Familie kochten: der älterliche Wirt, sein Schwiegersohn und ein Junge. Ich hielt ihn für den Freund der Enkelin. Die mittlere der drei Frauen brachte uns dampfend heiße Tücher, um Hände und Gesicht zu erfrischen. Kenji und ich tranken Bier, Akiko einen Oolong-Hi, eine Mischung aus halbfermentiertem Tee und Reisbranntwein auf Eiswürfeln.

»Wir machen jetzt immer besonders viele Überstunden, weil in der Wirtschaftskrise die Aufträge weggebrochen sind«, erzählte Kenji von seinem Arbeitstag.

Ich machte Laute des Erstaunens.

»Es gibt zwar weniger zu tun, aber unser Abteilungsleiter hält größere Anstrengungen für ein Allheilmittel gegen die Krise«, fuhr Kenji fort.

»Was macht ihr in der ganzen Zeit?«

»Wir tun so, als seien wir schrecklich beschäftigt, bis der Chef spätabends endlich geht. Ich lasse die jüngeren Kollegen Akten digitalisieren, die schon ewig herumstehen.«

»Wir haben auch weniger Aufträge, aber dafür gehen wir jetzt schon am frühen Nachmittag nach Hause, wenn nichts anliegt«, sagte Akiko. Sie arbeitete bei einem deutschen Unternehmen. Ihr Chef lehnte sinnlose Überstunden ab.

Auch ich erzählte von meinem Abend. »Ich war Diensttrinken mit einem Haufen alter Knacker aus der Industrie, die mir Sazae-Schnecken verbieten wollten. Angeblich, weil Ausländer das nicht essen können.« Akiko machte amüsierte Laute des Erstaunens.

Während der zweiten Runde vergaßen wir den Beruf und redeten stattdessen über die Breite der Nudeln, die vor uns in der Suppe schwammen. Das sind typisch japanische Gesprächsthemen – simpel und konkret wie die Sommerhitze oder die neue Frisur eines Ansagers im Fernsehen. Jetzt waren es die Nudeln.

»Diese Hôtô sind noch breiter, als Hôtô sonst schon immer sind«, behauptete Kenji. Er hatte die Nudelsuppe bestellt, weil er noch nicht zu Abend gegessen hatte. Außerdem trinkt in Japan keiner was, ohne auch zu essen.

»Also, mir kommen diese Hôtô ziemlich normal vor«, fand Akiko, ließ eine Nudelprobe über ihrer Schale von den Stäbchen herunterhängen und bäugte sie vor dem Einschlürfen. Japaner saugen Nudeln direkt aus der Schale in den Magen.

Kenji und ich blickten unsere Nudeln ebenfalls an und machten Laute des Zuhörens, die denen des Erstaunens ganz ähnlich sind, aber am Ende nicht in die Höhe gehen.

Atami, 1995

Das erste Mal hatte ich diese Laute ziemlich genau vierzehn Jahre vorher gehört – von demselben Kenji. Ich war 1995 mit dem Rucksack durch Japan gereist und blieb die erste

Woche bei einer Gastfamilie, die mir Verwandte vermittelt hatten. Damals hatte ich die Laute des Erstaunens bei jüngeren Japanern noch für ein reines Zeichen von Blödheit gehalten und ihren praktischen Wert nicht erkannt. Mir war außerdem nicht klar, dass ich umgekehrt als Ausländer erst einmal viele große Laute des Erstaunens hätte machen sollen, statt den Japanern etwas über Deutschland und über Japan zu erzählen.

In den Monaten davor hatte ich »Langenscheidts Praktisches Lehrbuch Japanisch« durchgearbeitet, aber das reichte noch längst nicht für echte Konversation. Die Verständigung lief damals noch in lückenhaftem Englisch ab.

Ich saß mit Kenji, dem Sohn der Familie Matsubara, am Küchentisch. Da kannte ich ihn gerade mal seit zwei Tagen. Er war ein Jahr jünger als ich. Die Gastmutter, Matsubara-san, hatte große blaue Weintrauben auf den Tisch gestellt.

Ich nahm mir eine Traube und aß sie. Kenji starrte mich fasziniert an. Dann rief er plötzlich: »Hey, Mama, komm mal her, guck mal!«, und zu mir gewandt: »Iss noch mal eine!«

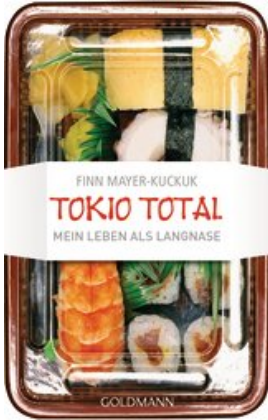
Ich runzelte die Stirn und sah ihn an. Inzwischen war die Mutter dazugetreten. »Was soll das, Kenji?«

»Iss!«, fordert mich Kenji auf.

Zögernd steckte ich eine Traube in den Mund und aß sie. Kenji guckte fasziniert. Die Mutter zog eine Augenbraue hoch und schalt dann ihren Sohn: »Nun, das ist zwar bemerkenswert, aber so außergewöhnlich ist es nun auch wieder nicht. Andere Länder, andere Sitten. Wir müssen da tolerant sein.« Sie ging zu ihrer Hausarbeit zurück. »Kenji? Was ist seltsam an meiner Art, Trauben zu essen?«

»Du isst die Schale mit.«

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Finn Mayer-Kuckuk

Tokio Total

Mein Leben als Langhase

Taschenbuch, Broschur, 224 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-15706-8

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2012

Weintrauben schälen und Altpapier bügeln? Ein deutscher Einwanderer erklärt Japan

Japan – das ist Sushi, Karaoke und Kirschbaublüte, Mangas und überfüllte U-Bahn-Waggons. Die Japaner – das sind fleißige, ulkige, freundliche Menschen, die ungewöhnlich alt werden und die wir nicht ohne laufende Minikamera in der Hand kennen. So weit unsere westeuropäischen Klischeevorstellungen. Nur: Wie ist es wirklich, als Deutscher in Japan zu leben? Nach der Lektüre dieses Buches wundert sich niemand mehr, dass Altpapier gebügelt wird, dass man zum Abendessen in einer Gefängniszelle sitzt und dass man sich anstatt „Viel Spaß“ zum Abschied „Streng Dich an“ wünscht.